

Jochen
Veit

MEIN BRUDER,
MEIN HERZ

Roman

 ARCHE

P R O L O G

»Es ist ein einfacher und fairer Handel. Ein Bruder für einen Bruder. Eine Gefangennahme für einen Ausbruch.« Er blickte in meine Richtung. Seine Augen, glasig und dumm, kippten immer wieder nach oben weg. Ich war mir sicher, dass er kein Wort verstanden hatte. Ich hätte ein Geständnis ablegen können, er hätte es nicht gehört. Stattdessen klopfte ich ihm auf die Schulter. Vielleicht war doch irgendetwas angekommen von dem, was ich gesagt hatte. Vielleicht würde irgendetwas bleiben von dem, was er erlebt hatte in den letzten Tagen, und er würde sich, falls er doch noch eine Zukunft hatte, irgendwann daran erinnern wie an einen Traum. Vielleicht spielte all das keine Rolle mehr. Ich maß seinen Puls, er raste, legte meine Hand auf seine Stirn, heiß, viel zu heiß und nass. Schweiß lief an seinen Augenbrauen ab, die Wangen hinunter. In seinen Mundwinkeln Schaum, an seinem Kinn etwas Kotze mit roten Schlieren, sein Hemd voll Blut und noch mehr Kotze. Wenn ihn niemand in ein Krankenhaus

brachte, würde er dieses Dorf nicht mehr lebend verlassen. Ich nahm seinen Kopf zwischen die Hände und küsste seine Stirn, der Schweiß salzig und sauer auf meinen Lippen. Ich wischte sie ab.

Seit Jahren hatte ich mich nicht so frei gefühlt.

»Mach's gut, mein Lieber. Mach's gut.«

Vor den Alpen flammte und brandete der Sturm und vor ihnen grasten meine Elefanten. Der leichte Schnee des Nachmittags wurde langsam mit einzelnen schweren, schwarzen Flocken durchsetzt und die purpurnen Tannen der Schonung wurden schon aufgewühlt von ersten Böen. Eiskalte Luft waltzte heran und in ersten Luftstößen war die Schwüle ungesund zerbrochen.

Der Tag meines Ausbruchs war gekommen.

Alfred stand im Flur.

»Wo ist er?« Seine Stimme war ernst und trocken und in seinen Augen lag seine Angst. Auf eine seltsame Art war das schön. Alfreds Angst gefiel mir.

»Er ist auf der Terrasse. Er sieht nicht gut aus, Alfred. Du wirst dich um ihn kümmern müssen.«

»Ich bringe ihn in ein Krankenhaus.«

»Das geht nicht. Ich nehme das Auto.«

»Wie bitte?«

»Ich brauche das Auto. Ich nehme es.«

»Und wohin fährst du?«

»Weg.«

Weg, ja, weg, raus aus dieser kleinen Hölle. All das hier würde verschwinden, unter dem und durch das Pedal. Und die beiden würden bleiben und in derselben Irrelevanz krepieren, in der sie geboren waren. Und doch wird, wo ich auch sein und wohin ich auch fahren werde, all das mitkommen, was hier verschwunden sein wird.

Und überall, wo ich sein werde, wird mit meinen Atemzügen auch der Rest der Welt atmen. Nein, was ich wollte, was ich will, ist etwas anderes.

Was ich will, ist ein Ende, das klingt.

K A P I T E L I

Die Fahrt in die Berge war kalt und müde. Es war erst April, aber schon heiß. Jedenfalls hatten die Menschen, die mit mir am Bahnsteig standen, ihre Jacken ausgezogen und streckten ihre Häse in der Sonne, schlossen ihre Augen, und erste Papageienschwärme zerschnitten, um den Sommer anzukündigen, den blauen Himmel. Ich zog die Schultern etwas weiter hoch, um mich zu schützen, und hustete. Als der Zug einfuhr, beeilte ich mich einzusteigen, um einen Platz in der oberen Etage zu erwischen, weit weg von allen Kindern und anderen möglichen Lärmquellen.

Es war die letzte Etappe meiner Reise. Ich war aus der Stadt geflohen, weil mich das Bedürfnis überfallen hatte, etwas Existenzielles zu tun: Also musste ich zu meinem Elternhaus in den Schwarzwald fahren. Und zwei Bäume pflanzen, einen für jeden von ihnen. Ich war lange nicht dort gewesen, ein Jahr nicht, obwohl mein kleiner Bruder jetzt alleine dort lebte, an der Nordseite des Hangs, im

letzten Haus, neben den Wäldern und den Hochmooren, vor dem Panorama der Alpen. Er musste sich klein fühlen: Alles, was dort wuchs, alles, was man sah, hämmerte einem ein, dass man klein war, ohne Bedeutung, nichts. Der Zug fuhr an, der Großteil der Fahrgäste bestand aus Touristen. Aber nicht aus Schwarzwald-Touristen, sondern aus Stadt-Touristen, die ihren Tagesausflug beendet hatten und zurück in den Stumpfsinn ihrer Bergdörfer fuhren, zu denen hinauf die Fahrt jetzt begann. Die Stadt hatte sich schon gelichtet und mein Blick langweilte sich über Weiden und Felder, das Näherkommen der Berge konnte ich aus dem Fenster nicht sehen, weil ich entgegen der Fahrtrichtung saß.

Vielleicht war ich dann kurz eingeschlafen oder hatte gelesen, oder das Gebirge war wirklich so plötzlich da. Die Hänge lagen im Schatten, ohne dass ich aus dem Zugfenster sehen konnte, warum. Mit der Einfahrt ins Gebirge war der Frühlingstag verschwunden. Die vereinzelt Häuser und Höfe waren rechts gegen den Hang gelehnt, hinter ihnen lag erst noch etwas Wiese oder Garten, bevor der Wald in der Schwärze der Forstfichten aufging. Immer wieder tauchte ein Weiher auf, dann schnitten Felsen scharf in die Wälder. Ich hörte den Dialekt, ich hasste ihn, von allen Seiten drang er wieder auf mich ein. Ich hörte meinen eigenen Husten, der lauter war als noch vor einigen Tagen. Als wäre er nicht nur in mir. Es mussten die Berge sein, die durch mich husteten.

Die letzten drei Haltestellen zogen sich am See entlang. Sein Wasser war grau, es schien Wind zu gehen, es gab Wellen. Verdammt, dachte ich, das ist der See. Ich war also wirklich hier, zurück. Dann kam er mir wieder fremd vor, als hätte ich ihn noch nie zuvor gesehen.

Obwohl ich natürlich die ganze Zeit über krank gewesen war, fühlte ich mich erst jetzt wirklich schlecht. Ich bemerkte, dass meine Hände zitterten. Es war das schlechte Gewissen, die Übelkeit, die lange Fahrt. Außerdem hatte ich fast nichts gegessen, nur ein bisschen Kaffee getrunken, um die Reise zu überstehen, die ich in den frühen Morgenstunden angetreten hatte. Jetzt war es fast Abend, jedenfalls dem Licht nach. Bei der ersten Haltestelle am See wurden die anderen Fahrgäste schon nervös. In den letzten Jahren hatte sich eine eigene Art von Tourismus nur für den letzten Bahnhof ausgebildet. Also gab es doch nicht nur Stadt-Touristen, sondern auch Bahnhofs-Touristen, nur eben keine Schwarzwald-Touristen, keinen einzigen Amerikaner, keine einzige Australierin, die über ihren Backpack hinweg nach Bollenhütten und Kirschtorte spähte. Als kurz nach dem Halt der Blick über den ganzen See freigegeben wurde, sprangen die Leute auf, die Eltern heftiger als die Kinder, drängten gegen die Scheiben, öffneten die oberen Schlitze, und sie hätten auch versucht, ihre Köpfe herauszustrecken, hätten ihre Zylinder und Schiebermützen und Melonen abgenommen und dem Bahnhof zugewunken, wenn sie es gekonnt hätten, aber es war die falsche Epoche. So atmeten sie nur mit ihren Gesichtern an die Scheibe. Machten mit ihren Smartphones Fotos durch die Kratzer, an den Kratzern vorbei. Ich ekelte mich vor den Spuren, die ihr Atem auf dem Glas hinterließ. Dann stellte ich mich dazu.

Es war, wie es in den Feuilletons beschrieben wurde, großspurig, »der Moderne sei ein großer grüner Kopf gewachsen«, aber eigentlich war es weniger pathetisch, eher wie man es auf den Fotos des DB-Magazins sehen konnte.

Als der Entwurf für den Neubau des Bahnhofs an die Öffentlichkeit gedrungen war, waren die Freiburger Grünen in die Berge gefahren und hatten sich an die Bäume gekettet. Damals hatte man einen Kompromiss gefunden, weil die Proteste nicht abgeebbt waren. Heute wäre man damit anders umgegangen. Und es war nicht ganz ohne Ironie, dass das Gebäude jetzt als Wahrzeichen gefeiert wurde: Es war wie ein Palmenhaus konstruiert, mit viel Glas und grünem Stahl, und die Bäume wuchsen daraus hervor, was zwar, wie ich mir vorstellte, einige Probleme mit der Isolierung und der Tatsache, dass Bahnhofsgebäude besser dicht sein sollten, auslösen musste, »aber«, ich musste wohl vor mich hin gesprochen haben, denn sofort belehrte mich ein Mann in breitem Alemannisch, »der richtige Bahnhof isch dahinter. Ganz raffiniert gemacht isch des. Ganz raffiniert.« »Aha.« Ich ging zurück an meinen Platz und hörte dem Zug zu, wie er unter staunenden Ahs und Ohs auf die Endhaltestelle zufuhr.

Dort stand Alfred bereits, um mich abzuholen. Wir hatten aufgehört, ihn bei seinem richtigen Namen zu nennen, nachdem wir die alten Batman-Filme von Christopher Nolan gesehen hatten.

Als ich aus dem Zug stieg, winkte er mir schon zu, aber ich konnte nicht gleich losgehen, denn die kalte Luft drang in meine Lunge ein und löste sofort etwas von dem Schleim, den ich auf den Boden spuckte. Und obwohl ich vielleicht eine halbe Minute so stand und hustete, wirkte es befreiend auf mich. Ja, die Luft war hier klarer. Und kälter. Obwohl die anderen Leute nicht zu frieren schienen, war ich gleich froh um meinen Wintermantel. Alfred stand jetzt neben mir. Er hatte meinen Hustenanfall abgewartet, und als ich ihn ansah, lag offene Sorge in seinem Blick.

»Du scheinst die Luftkur ja dringend nötig zu haben«, ich ignorierte das, »jaja, in der Stadt ist es halt nicht so gesund wie hier. Die Luft, gell? Das ist schon etwas anderes hier.«

Ich nickte und lächelte dankbar, auch weil er versuchte, seinen Dialekt zu unterdrücken. Alfred nahm mein Gepäck und lud es in den Kofferraum, während ich mich umschaute.

Der Bahnhofsvorplatz war voller Menschen in Frühlingsmode, mit Kaffeebechern und Waffeln, Brezeln oder Pommes in den Händen. Von hier aus wanderte man ein wenig am See entlang, lichtete den Bahnhof ab, der tatsächlich schwer zu ignorieren war. Es gab kein Auge, das nicht immer wieder zu ihm hinsah. Ich sah Familien, junge und alte Paare, eigenartigerweise kaum welche mittleren Alters, ich sah Hipster mit ihren Kameras, in ihren Hochwasserhosen und Turnschuhen, in denen sie tatsächlich fast genauso straff steckten wie in ihren jeweiligen Weltbildern. Ich schüttelte mich, teils aus Ekel, teils aus Kälte, teils wegen meiner Krankheit. Ich war den ganzen langen, nicht wirklich kalten, schmutzigen Stadtwinter hindurch krank gewesen, hatte mir allerdings auch keine Pause zur Genesung eingeräumt.

Der Bahnhof fing jetzt auch meinen Blick ein. Er machte wirklich einen starken Eindruck, die Einheit von Natur und Kultur. Ich spürte Alfreds besorgten Blick in meinem Rücken, und in dem Maß, in dem ich meine Konzentration von der Betrachtung des Bahnhofes fortlenkte, schien, nur in den Augenwinkeln, ein zweites Abbild des Bahnhofes das erste zu überlagern. Auf der anderen Seite war es tropisch und schwül, und anstelle der riesigen Tanne, die jetzt aus dem Bahnhof wuchs, stand dort ein

Banyanbaum, dessen Luftwurzeln die Bahnhofshalle ganz umschlossen, das Glas gesprengt, den Stahl verbogen hatten und aus dessen völlig den Proportionen entkommener blühender Krone Schwärme tropischer Vögel flogen, aber dann klopfte Alfred mir auf die Schulter, und das Bild war verschwunden. Alfred war der letzte noch verbliebene Freund meiner Eltern gewesen. Alfred war eine treue Seele. Und als Bennos Patenonkel hatte er ganze Arbeit geleistet, ich hatte das immer zu schätzen gewusst. Er war tatsächlich eine so treue Seele, dass seine Hingabe an unsere Familie fast etwas Sklavisches bekommen hatte. Und so war er nicht nur derjenige, der hin und wieder nach Benno sah, für ihn kochte und ihm bei den Arbeiten, die am alten Haus anfielen, half, sondern auch derjenige, der mich vom Bahnhof abholte. Natürlich nutzten wir ihn aus, aber das ist nun mal das gängige Verfahren mit treuen Seelen, und ich hatte keine besonderen Ambitionen, an dieser gut funktionierenden Praxis etwas zu ändern.

Ich nahm vorne Platz. Mir war noch immer kalt und ich war müde, vielleicht, da ich nichts gegessen hatte, vielleicht wegen der Krankheit, vielleicht wegen des Orts. Die Fahrt würde noch einmal 40 Minuten dauern, das letzte Stück verlief über eine kaum befestigte Straße. Neben unserem Haus gab es nur zwei weitere, in denen jedoch niemand dauerhaft wohnte. Das eine gehörte einem Ärztehepaar, das während schöner Sommertage für ein paar Wochen Ferien auf dem Lande machte, wahrscheinlich nur, weil sie es zu Hause, in ihrem Alltag, nicht schafften, miteinander zu schlafen. Und wenn wir früher spazieren gegangen waren, kurz vor meinem Auszug, ich mit meinen Eltern und Benno, stolpernd an meiner Hand, hörte man manchmal die Schreie des Ärztepaars

durch die Stille der Wiesen, weil die beiden gerne alle Fenster offen ließen, auf dem Land, wo sie dachten, es höre sie niemand. Das andere Haus gehörte einem reichen Schweizer, der noch seltener kam als die Ärzte. Niemand von uns wusste, was er tat, wenn er dann da war. Und meist ging er nach ein paar Tagen wieder. Meine Eltern sprachen damals von einem Erbe.

Alfred fuhr im Schrittempo an den Ausflüglern vorbei, die sich selbst immer wieder völlig vergaßen und auf die Fahrbahn sprangen.

»Als wäre ihnen ein Foto wichtiger als ihr Leben.«

»Hm«, machte ich. Alfred schien mir gesprächiger als sonst, vielleicht wollte er mir die Ankunft leicht machen. Er wusste, ich war nie gern zurückgekommen, immer schon nur wegen meines Bruders, und jetzt, nach allem, was passiert war, musste er glauben, dass es noch schwieriger für mich geworden war.

Es war Alfred gewesen, dem ihr Verschwinden aufgefallen war, meine Mutter und mein Vater waren schon zwei oder drei Tage lang weg gewesen, als Alfred begann, sich Gedanken zu machen. Ich war damals 28 und gedanklich an einem Punkt, an dem ich es weder ihnen noch sonst wem verübelt hätte, wären sie einfach abgehauen. Jede Form von Flucht aus dem eigenen Leben fand damals mein volles Verständnis. Das war noch bevor ich Nina kennenlernte, als ich einige Jahre in einer Welt verbrachte, in der es keine Jahreszeiten gab und keine Wechsel im Wetter, im inneren wie im äußeren. Also wunderte ich mich nicht und verurteilte nicht. Nicht prinzipiell. Nur – Benno. Er war damals gerade fünfzehn und immer, wenn ich zu Besuch kam, rannte er mir schon auf der Straße entgegen, obwohl er sich ansonsten vor allen

Dingen für Computerspiele interessierte. Aber auch für Kunst, für Erzählungen, für Musik. Etwas war also geblieben von dem, was ich versucht hatte ihm mitzugeben. Schon damals überraschte Benno mich mit seiner Urteilsstärke. Er war ein erstaunlich erwachsener Jugendlicher, aber wie er über Musik, und auch über Natur und Landschaft sprechen konnte, mit verblüffender Ehrlichkeit und ästhetischem Scharfsinn, war schon fast jenseits des Vorstellbaren. Als ich zuletzt hier war, vor anderthalb Jahren, fand ich seine geistigen Fähigkeiten noch einmal gesteigert. Schon damals begann ich zu zittern, wenn ich an sein Potenzial dachte. Er könnte wirklich etwas erreichen in dieser Welt. Und das Verschwinden seiner Eltern schien ihn nicht aus der Bahn geworfen zu haben. Alfred und ich hatten uns darauf eingestellt, dass er einen Schock erleiden würde. Er war von einem Tag auf den anderen praktisch Waise geworden. Und ich glaube, es ist schwer zu sagen, bei wem von uns der Schock größer war, als wir bemerkten, dass seiner ausblieb. Ich war damals für ein paar Wochen im Haus, wir unternahmen sogar einige Anstrengungen, sie »zu finden«, wir telefonierten mit Freunden der Eltern in verschiedenen Städten, aber niemand gab zu, etwas zu wissen. Wir gingen auch zur Polizei. Und als nach einigen Wochen kein Lebenszeichen vernehmbar war, glaubten wir das Schlimmste. Es verschwanden in diesen Tagen häufiger Menschen, und unsere Eltern hätten sich kaum gegen ihr Verschwinden gewehrt. Immer wieder saß ich bei Benno und versuchte, mit ihm zu reden, genau wie Alfred, aber meistens wollte er einfach nur Call of Duty spielen. Am liebsten die Survival Maps. Im Gegensatz zu Alfred spielte ich gerne mit ihm, und da ich das Gefühl hatte, dass das Spielen für

ihn auch eine Art von Trauerbewältigung war, redete ich mir sogar ein, ihm so zu helfen. Also rannten wir Wave um Wave durch ein altes Kino, während Nazizombies mit roten Armbinden und wegzensierten Hakenkreuzen von allen Seiten auf uns zustürmten.

Einmal versuchte ich, das Gespräch auf unsere Eltern zu lenken, aber ich fand Bennos Unbetroffenheit völlig ehrlich, ja er war sogar perplex, dass ich überhaupt auf die Idee kam, ihn darauf anzusprechen:

»Eltern? Mein Lieber, ehrlich gesagt weiß ich nicht genau, wovon du redest. Aber vielleicht kannst du mir das ja erklären, wenn du das nächste Mal zu Besuch kommst.«

Erschrocken stellte ich fest, dass dieser nächste Besuch der jetzige war. Nicht ein Jahr war ich fortgeblieben, drei Jahre lang hatte ich meinen Bruder alleine gelassen, im abgelegenen Haus seiner für tot erklärten Eltern, fernab von allem, was man in der Regel Welt nannte. Ich hatte ihn verraten, ein weiteres Mal hatte ich ihn verraten. Er musste weiter zur Schule gegangen sein, natürlich. Vermutlich stand er gerade kurz vor seinem Abschluss. Aber er hatte die Schule immer gehasst, weil er sich nur gelangweilt hatte.

»Kinder müssen zur Schule gehen. Ja. Ich weiß nur nicht, was das mit mir zu tun haben soll. Ich bin kein Kind. Dass du immer noch nicht in der Lage bist, das zu verstehen. Mein Gott, deine Kapazität zu verstehen wird wirklich von Jahr zu Jahr geringer. Du solltest zur Schule gehen.«

Und ich sah ihn deutlich vor mir, wie er mit seiner Hand herumfuchtelte, wie seine aus müdem Protest langen Haare – eigentlich kaum mehr als eine Figur, als wüsste er, dass von ihm als äußerlich Jugendlichem ir-

gendeine Form von Protest erwartet wurde, was sich auch auf seine Worte ausdehnte, die ich zu keinem Zeitpunkt ernst nahm – vor Lachen um den Telefonhörer herum sprangen. Dabei war sein Körper aber zäh und kantig mit einem scharf gezeichneten Gesicht und Augen, die mehr sezierten als guckten. So stellte ich ihn mir vor, wenn wir telefonierten, und jetzt würde ich dieses Bild erneuern müssen, und ich glaubte schon jetzt, dass das neue noch eindrucksvoller sein würde.

Erst Alfreds Stimme riss mich aus den Gedanken, die, wie ich gleich feststellte, nicht nur aus mir selbst gekommen waren, nicht nur ich selbst gewesen waren, sondern auch ein Ersatz. Jeder dieser Sätze war auch ein Stück Wald, ein Stück Straße, Felsen, der Weiher, all die Dinge, die ich nicht gesehen hatte, weil ich mich in der Erinnerung verloren hatte.

»Es ist gut, dass du endlich kommst. Es ist etwas leer geworden hier.«

Tatsächlich war die Straße leer, und ich konnte mich auch nicht daran erinnern, dass ein fremdes Auto – insbesondere die fremden pflegte Alfred zu kommentieren – den Fluss meiner Gedanken gestört hätte.

»Ich habe auch keine Touristen im Zug gesehen. Keine Amis jedenfalls, und keine australischen Backpacker, meine ich.«

»Natürlich«, Alfred redete hin und wieder noch immer mit mir, als wäre ich ein Kind, »sie dürfen ja nicht ausreisen.«

»Ach ja«, sagte ich und begann damit, aufmerksam aus dem Fenster zu schauen.

In den letzten Jahren hatte man versucht, die forstwirtschaftlichen Monokulturen aus Fichten mit Buchen

zu durchmischen. In den Höhenlagen verzichtete man noch darauf, erste mediterrane Arten einzuführen, wie ich sie auf der Fahrt überall gesehen hatte. Neben Wäldern mit einer guten CO₂-Effizienz verließ man sich auf die Selbstheilungskräfte der Natur, indem man immer größere Teile des Waldes als Bannwald ausschrieb, also jede Forstwirtschaft daraus verbannte. So erhoffte man sich eine größere Nähe zu sogenannten Urwäldern, wie es sie im Schwarzwald seit dem Mittelalter nicht mehr gab. Auch das hatte ich im DB-Magazin gelesen und auch das war ironisch. Als ich aus dem Fenster blickte, sah ich zwar viele Waldstücke, die bereits aus der Geometrie ausgebrochen waren, aber immer wieder auch gerade Gatter von jungen Stämmen, Schonungen, die vor nicht allzu vielen Jahren angelegt worden sein mussten. Auch das deckte sich mit meiner Lektüre: Tatsächlich waren heute größere Teile Deutschlands – ja Europas – mit Wald bedeckt als seit dem Beginn der Industrialisierung. Während in weniger reichen Ländern die Wälder weiter abgeholzt wurden, hatte man in Europa auf einmal wieder Platz für seinen Wald. Mein Blick fiel aus dem Fenster und verweilte zwischen den jungen Bäumen. Die grasgrünen Triebe, das hartnäckige Lebenwollen der Pflanzen – selbst unter widrigsten Bedingungen –, hatte mich immer fasziniert. Jetzt war es anders und ihr Anblick brachte mir eine unangenehme Berührung bei: Diese Bäume, diese Nadeln und Blätter, sie wussten nicht, dass sie nicht aus eigener Kraft, nicht aus der Macht ihres Daseins und der Erbschaft jahrhundertealter undurchdringlicher Wildnis wuchsen, sondern aus reinem Luxus. Ich rümpfte die Nase, dann richtete ich meinen Blick wieder auf die Straße, um der aufbrandenden Übel-

keit wenigstens meine bescheidenen Waffen entgegenzusetzen.

»Weißt du, Alfred, immer wieder habe ich den Verdacht, dass man sich hier eine Geschichte schreibt, die mit der Realität nichts zu tun hat. Das hier, diese heile Welt, die man im Griff hat, geht in Wahrheit zugrunde wie alles andere auch. Und die Gegenmaßnahmen, der Naturschutz, sind nichts als Hilflosigkeit und Augenwischerei.«

»Es geht schon immer alles zugrunde, Stephan ...« Alfred lenkte den Wagen durch die kurvigen Straßen, als wäre sein Wagen eine Axt, die die Welt spaltet, wo immer er fährt. Sein merkwürdiger Hinterwäldlerhumor spielte jetzt als süffisantes Lächeln um seine Mundwinkel.

Ich nickte einige Male benommen und zog die Nase hoch. Alfreds Antwort war nicht sehr zufriedenstellend, aber warum versuchte ich auch, mit ihm über solche Themen zu sprechen. Ich war gespannt darauf, was Benno dazu dachte, denn ich hatte seine Meinung immer geschätzt, insbesondere zu gesellschaftlichen Themen. Ich versuchte gerade eigentlich, mich wieder in die Betrachtung der Landschaft zu vertiefen, immer mit einem Auge auf der Straße, die ihre ewigen Kurven nur ausgebildet hatte, damit mir schlecht wurde. Aber es ging nicht. Ungeheuerlich, wie fremd mir diese Bäume geworden waren. Ich wusste, dass ich früher Hunderte Male diesen Weg zum Bahnhof genommen hatte, aber hinter jeder neuen Biegung öffnete der Blick sich auf nichts als Fremdheit.

Wenn ich erklären musste, woher ich kam, oder, noch schlimmer, warum ich so selten dorthin zurückkehrte, und ich den Fragenden nicht mit dem Verweis auf die Abgelegenheit abspeisen konnte, sagte ich meistens, dass man den Ort, an dem man aufgewachsen ist, ohnehin

immer mit sich herumträgt. Und wenn die Beziehung eine engere war, fügte ich noch hinzu, dass das alles andere als den Wunsch auslöste, wieder dorthin zu gehen. Insofern, dachte ich und bemerkte gerade noch rechtzeitig, dass sich die Bäume wieder in Gedanken verwandelten, war diese Reise in eine völlige Fremdheit auch eine Reise in eine Lüge. Und so durfte es mich auch nicht überraschen, dass all das mir fremd war, dass sich unmittelbar nichts in das Bild fügte, das mir von dieser Landschaft geblieben war.

Endlich erkannte ich doch etwas, aber es war kein Felsen, kein besonderer Baum, keine der Wiesenflächen. Auf den letzten Kilometern der Straße, die zu unserer Gemeinde mit ihren abgelegenen Höfen und den winzigen, in der Landschaft verstreuten Dörfern führte, von denen eines unseres war, bestand die Leitplanke nicht aus irgendeinem Metall, sondern aus Steinen, die im Abstand von etwa einem halben Meter aus dem Boden wuchsen. Als Fahrschüler hatte mir das Angst gemacht. Wie historische Kilometersteine, dachte ich. Jetzt wurden sie zum ersten konkreten Moment des Wiedererkennens, und diese Steine, sie waren jetzt fast Totempfähle, machten mir auch klar, warum ich mich nicht auf die Bäume, die Wiesen, die Blumen meinetwegen, konzentrieren konnte. Alles, was hier war, hatte für mich auch noch eine andere Bedeutung. Keiner dieser Bäume war nur ein Baum, er war auch nicht nur ein Gedanke, sondern immer beides. Und während ich aus dem Fenster schaute, durch die bekannten Kilometersteine in den unbekanntem Wald, und mich der Husten in Brust und Hals kratzte, tauchte zwischen den Stämmen meine Angst auf.

Organ um Organ, Gewebe um Gewebe hatten sich die

Krankheiten in unsere Familie gefressen. Irgendjemanden erwischte es immer, und so merkwürdig wie die Häufigkeit ihres Auftretens war die Unzerstörbarkeit, mit der jeder Einzelne meiner Verwandten den Krebs, den Schlaganfall und den Herzinfarkt doch überlebte. Jetzt hingen sie zwischen den Bäumen, eine schwelende Drohung: Jeden würde es treffen. Irgendwann würde man auch aus mir einen Teil herausschneiden, und irgendwie würde auch ich das hoffentlich überleben. Ich hustete, um die Gedanken zu verscheuchen. Alfred schaute besorgt in den Rückspiegel, er kannte unsere Familiengeschichte natürlich. Ich war bis heute weitgehend verschont geblieben.

Aber Benno hatte es hart getroffen und viel zu früh.

Es muss an irgendeinem aus einer endlosen Reihe von Sommertagen gewesen sein, an dem wir durch die umliegenden Felder liefen, Fußball spielten oder etwas in der Art, durch die Wiesen rannten, unwahrscheinliche Freunde, Brüder, die die dreizehn Jahre zwischen ihnen nicht trennen konnten. Benno war gerade fünf, und im Fußball waren wir doch ungefähr auf demselben Niveau. Irgendwo aus diesen Gräsern heraus, aus den Büschen oder Wiesenblumen, kroch die Zecke hervor, die einen Menschen für immer verändern konnte.

Wir fanden sie noch am Abend, und unsere Mutter entfernte sie fachgerecht, mit Kopf. Aber die FSME-Viren waren schneller gewesen. Eine Woche später packte ihn das Fieber. Als er sagte, dass die Zimmerdecke ihn zerquetsche und er sie hochstemmen müsse, um atmen zu können, fragte ich nicht weiter. Ich half ihm, ich stemmte mich gegen die Decke, und ich hätte das ganze Haus in die Luft gedrückt, wenn das irgendetwas geändert hätte. Als das Fieber sank, dachten wir alle, Benno hätte es

hinter sich. Wir standen neben seinem Bett, und ich erinnere mich an diesen Tag als einen, an dem zwischen mir und meinen Eltern und dem schlafenden Benno eine seltene Form vollkommener Harmonie, vollkommener Beruhigung stand. Nach einigen Tagen kam das Fieber aber wieder, und stärker.

Wir näherten uns jetzt schnell dem Haus und ich erkannte auch mehr. Wiesen, einige Felder. Und der Wald, der Wald war noch derselbe in seinem Atmen, in seinem Eindruck, auch wenn in drei Jahren zwischen Waldarbeit und Wachstum einiges an Veränderung in der Landschaft entstanden war. An mir rauschten die Stämme vorbei, während Alfred den Wagen mit der völligen Gleichgültigkeit der Eingeborenen durch die endlosen Kurven lenkte.

Man sagt, dass diejenigen, die nicht hätten überleben dürfen, besonders beschenkt sind. Bennos neuerliches Fieber stürmte in wenigen Stunden auf 40 Grad, und wir rasten ebene Straßen hinab ins Tal, in die Stadt. Die Ärzte konnten kaum etwas tun, gegen das Fieber schon, aber nichts gegen die Entzündung der Hirnhaut. Benno hatte schon in unserem Haus angefangen zu schreien und er brüllte noch tagelang in seinen Schmerzen. Und wenn er nicht schrie, hatten ihn seine Schmerzen so sehr in sich selbst hineingeworfen und so tief in seinen Dämmer von Fieber und Medikamenten versenkt, dass sie nicht mehr herausgeschrien werden konnten. Ich kam jeden Tag nach der Schule zu ihm ins Krankenhaus, ich saß neben seinem Bett, lernte dort für meine Klausuren. Die Chancen auf eine vollständige Genesung standen schlecht, ich wusste das, meine Eltern wussten es. Benno wusste es nicht, und in alter Familientradition wendete er sich gegen die Wahr-

scheinlichkeit und genas, voll und ganz. Seine Schmerzen waren verschwunden, und ich wünschte, ich könnte sagen, dass man erst ab diesem Zeitpunkt hinter seinen Augen eine unbestimmbare Form von Trauer erkennen konnte, aber eigentlich hatten Bennos Augen diesen Ausdruck schon seit seiner Geburt.

Jetzt waren wir gleich da, und völlig gegen mein Naturell war ich aufgeregt. Aufgeregt, weil ich Benno wiedersehen würde, aufgeregt, weil ich das Haus, das ganze verfluchte Setting meiner Jugend wieder vor mir haben würde, in die Windschutzscheibe lithografiert.

Ich habe mich immer gefragt, wie es sein kann, dass man auf der ganzen Fahrt die Alpen nie sieht. Und dann, geradeso, als wäre man tatsächlich an einem Ziel angekommen oder an einem höchsten Punkt, obwohl man in Wahrheit vielleicht am abgelegensten Punkt des Gebirges ist, öffnet sich, wenn man über die letzte Kuppe fährt und links unten schon die drei Häuser sieht, auch der Blick auf die Alpen. Ich hatte fast vergessen, wie groß sie waren. Und tatsächlich stockte mir der Atem und ich gab wohl auch irgendein Geräusch des Staunens von mir, jedenfalls sagte Alfred:

»Ja, man glaubt es kaum, aber die Alpen wachsen noch immer.«

Sein Tonfall ließ mir sofort das Blut in den Kopf schießen. Ich fragte mich, ob man es den Menschen, die einen großgezogen hatten oder die einen zumindest schon als sehr kleines Kind gekannt haben, irgendwann abgewöhnen konnte, einen wie ein Kind zu behandeln. Den Eltern vielleicht. Aber, bemerkte ich gleich, bei Alfred war das nicht möglich, jedenfalls nicht ohne Kampf. Meine Bezie-

hung zu ihm war eher wie die zu einer Tante oder zu den Großeltern. Er sah mich nicht häufig genug, wusste nicht genug von meinem Leben, um in mir irgendetwas anderes sehen zu können als das Kind.

Benno war nicht zu Hause, als wir ankamen. Alfred brachte meine Sachen in die ehemalige Scheune, die nun Gästebereich war. Ein kleines Arbeitszimmer, ein Bad, ein Schlafzimmer mit begehbarer Ankleide. Auch konnte ich aus meinen Zimmern direkt in den Garten gehen, und als ich durch die raumgroßen Fenster und die Tür in das Grün unseres Gartens sah, war ich mir sicher, dass ich bald wieder gesund sein würde. Ich stöberte ein wenig in der Küche herum. Benno hatte sich eine beeindruckende Sammlung verschiedener Tees zugelegt, ich sah sechs Sorten Chai, daneben verschiedene Oolongs, Sencha und Bancha, argentinischen Mate und chinesischen Pu Erh, schwarzen und sogar grünen Ceylon, verschiedene Kaffeebohnsorten, gemahlene Espresso, und zu meinem Erstaunen sah ich, dass er eine Filtersatzmaschine erworben hatte, denn zuvor hatten wir den Kaffee stets in der Bialetti zubereitet. Und ich hatte diese Kannen, in verschiedenen Größen, immer geliebt. Vielleicht, da sie mir wie ein Gruß aus einer anderen Zeit erschienen.

Man sagt, dass diejenigen, die nicht hätten überleben sollen, besonders beschenkt sind. Oder verflucht, das ist Ansichtssache.

Nach einem Jahr kamen Bennos Schmerzen zurück, auch wenn es andere waren. Ich stand jetzt schon unmittelbar vor meinen Abiturprüfungen, und sein neues Leiden kam nicht so plötzlich, war dafür aber umso unerklärlicher. Eines Abends, es muss im November gewe-

sen sein, ging ich in sein Zimmer. Benno schlief damals alleine in einem Zimmer direkt unter dem Dach, unter den uralten, schweren, dunklen Balken der Dachschräge. Schon von außen hörte ich ihn wimmern.

Es waren die wimmernden Rufe von einem, der seine Schmerzen gut kennt. Er schrie nicht mehr mit Wut dagegen an, bis vor Erschöpfung mit seinem Bewusstsein sein Schmerz erlosch. Nein, es war das Wimmern von jemandem, der seinen Schmerz kennt, der weiß, dass er notwendig und unausweichlich ist, und der ihn dennoch oder gerade deswegen fürchtet. Vor allem aber war es das Wimmern eines Kindes, das Wimmern meines Bruders, und ich stand erst einige Sekunden vor der Tür und versuchte mich zu beruhigen, mir meine eigene Wut über die Ungerechtigkeit dieser Schmerzen nicht anmerken zu lassen.

Einen Zusammenhang zwischen der Hirnhautentzündung und den Cluster-Kopfschmerzen, die etwa ein Jahr danach in ihm zu wüten begannen, gab es aus medizinischer Perspektive nicht. Ich stellte Nachforschungen an, um zu verstehen, woran mein Bruder litt. Wenn Patienten mit dieser Krankheit ihre Schmerzen auf der Schmerzskala bewerten, rangiert der Wert bei Acht. Eine gewöhnliche Migräne schafft es gerade mal auf einen Wert zwischen vier und sechs. Bennos Schmerzen konzentrierten sich um das rechte Auge herum. Ich glaube nicht, dass ich mir jemals werde vorstellen können, wie sehr mein kleiner Bruder litt, bevor er irgendetwas von der Welt gesehen hatte. Oder wie groß die Fläche war, die die körperlichen Schmerzen in seiner kleinen Welt einnahmen.

Ohne anwesend zu sein, hatte ich mir einen Bronchialtee gekocht und mich auf die Couch im Wohnzimmer gesetzt. Alfred saß neben mir und redete wohl schon seit einiger Zeit mit mir, aber auch jetzt konnte ich ihm nicht zuhören. Zu stark wehte der Sturm Bennos Gestalt und sein Dachzimmer aus meiner Erinnerung hervor. Ich, wie ich neben ihm am Bett sitze, und er, wie er mich darum bittet, ihm sein rechtes Auge auszustechen. Kinder können sehr radikal sein, wenn es darum geht, dass ihre Schmerzen aufhören. Er hatte den Schraubenzieher aus dem Werkzeugkasten geholt und sich wohl schon bei der letzten Attacke vorgenommen, mich darum zu bitten.

»Tu es«, sagte er, »bitte, Stephan, bitte tu es.«

Ich sah mich selbst, unter den dunklen alten, schweren Balken sitzend, neben mir das wimmernde Kind und der Schraubenzieher, und es muss spätestens zu diesem Zeitpunkt gewesen sein, dass das Wimmern und Stöhnen Bennos in die Balken eindrang und ein tragendes Element des Hauses wurde.

»Dann verrätst du mich also?«

Ich nickte.

Alfred war verschwunden. Ich stand auch auf und sah jetzt, dass Cadejos Korb leer war. Den Familienhund, eine Dänische Dogge, hatten unsere Eltern damals auf Bennos Wunsch hin angeschafft, und irgendwie fand ich es schön, dass Cadejo bei ihm geblieben war. Benno musste mit ihm Gassi gegangen sein, und weil ich auch noch einmal zur Kuppe laufen wollte, dem einzigen Ort, an dem man wenigstens schwachen Empfang hatte, beschloss ich, meine Fahrigkeit durch einen Spaziergang zu beruhigen und Benno entgegenzulaufen.

Ich hustete ein wenig und trat vor die Tür.